

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 24

Artikel: Sonata Borghese
Autor: Mai, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 15. September 1936

Heft 24

Der Turner Einzug.

Mir tut das Herz vor Freude weh,
Wenn ich ein Trüpplein Jugend seh,
Das auf bekränzten Straßen zieht,
Vom Puls der Feststadt schon durchglüht,
Gestrafften Schritts, die Fahne hoch,
Und doch ein Hauch von Landluft noch.
Gewichtig zeigt das Bannerbild
Der Dorfgemeine Wappenschild;
Im Zuge mancher sorgt und späht:
Ob Ihr auch Spruch und Namen seht?
Der Jüngste schon, steif wie ein Bolz,
Trägt mit am guten Heimatstolz.

Ich seh ein Dörflein fern im Grund,
Die Stille ist mit ihm im Bunde;
Heut schwilkt sie, wie ein Bann so schwer,
Das Dorf kennt kaum sich selber mehr.
Es lauscht, es hält den Atem an:

Nun treten sie wohl auf den Plan --
Nun hebt es an, das große Spiel,
sie mühn sich, aller Augen Ziel . . .

Die Nelken flüstern, sonnenhang:
Ist das der alte Glockenklang?
Die Maitlein binden Kranzgewind,
Oh, glückbereit, wie Mädchen sind.
Ein Mütterchen sitzt auf der Bank,
Sie formt im Herzen Lob und Dank;
Ihr ist soviel an Trost geschehn,
Dass ihr die Augen übergehn:
Den, der heut stolz die Fahne trägt,
Hat sie als Wickelkind gehegt.

Sei froh, du Dorf im Ackertal,
Auch dich trifft heut ein Sonntagsstrahl!
Du trittst heraus aus Kram und Haft
In deiner Jungschar Saft und Kraft.

Alfred Huggenberger.

Sonata Borghese.

Von Walter Mai.

Grave.

Die bescheidene Leichenfeier war vorüber, und Elisabeth lehrte in die vereinsamte Behausung zurück. Die Stiegen knarrten, die Türe drehte sich mit einem melancholischen Seufzen in ihren Angeln, in der Stube standen die fünf Stühle unregelmässig um den ovalen Tisch, so, wie die Trauergäste sie verlassen hatten. Der schwarze

Kater strich herum, kauerte ab und zu an der Tür, um gleich darauf seinen Rundgang wieder aufzunehmen. Der Fräznaf und das Milchschälchen im Winkel schienen unberührt.

Elisabeth warf sich in den altmodischen Lehnsstuhl und entspannte die Glieder. Jetzt erst spürte sie, wie müde und mitgenommen sie war. Vor zehn Tagen war sie von ihrer Schreibmaschine

weg in den kleinen Landort geeilt, um ihre plötzlich erkrankte Mutter zu pflegen, die aus Spar-samkeitsrücksichten und um ihrer Tochter in der Stadt nicht zur Last zu fallen, hierhergezogen war und ziemlich fremd und ohne Beziehungen zur Nachbarschaft dahingelebt hatte, bis ein Grippeanfall sie aufs Krankenlagerwarf, von dem sie sich nicht mehr erhob. Das sechszigjährige Mädchen tat, was es konnte, um der Mutter die Leidenszeit zu erleichtern und die kleine Wohnung sauber und in Ordnung zu halten. Der Arzt, der täglich kam, hatte sie einige Male mit prüfenden Augen betrachtet, ungewiß, ob er sie vor Überanstrengung und der dadurch vergrößerten Ansteckungsgefahr warnen sollte oder ob er damit nur einen Zwiespalt in ihre Aufgabe bringen würde. Das ziemlich plötzlich eintretende Ende überhob ihn der Entscheidung.

Das junge Mädchen erschauerte. Dann wieder fühlte sie sich heiß und unruhig, eine Benommenheit, fast wie eine Betäubung, folgte. Das Denken wurde ihr schwer. Hatte sie auch die Grippe? Oder war es nur die starke Nervenanspannung, die nicht so rasch zur Ruhe kommen wollte. Allerhand Bilder erschienen, ungerufen, vor ihrem geistigen Auge, in sinnloser Folge, verzerrt und vergrößert, Szenen aus ihrem Leben, das bisher wenn auch nicht völlig sorglos, so doch wesentlich fröhlich und unbeschwert dahingeflossen war. Hatte der Tod eines lieben Menschen, den man in den letzten Jahren nur alle sechs Wochen einmal gesehen hatte, eine so tief einschneidende, weit über den Augenblick hinausreichende Wirkung, daß die Farben des Lebens sich veränderten und erblaßten? Irgendwie war die Welt plötzlich anders geworden, durchtränkt mit einem bedrückenden Ernst, einer lastenden Schwere, die den Atem beengte und die Seele angstvoll erzittern ließ.

Es läutete. Mühsam erhob sie sich und ging zur Tür. Der Postbote brachte ihr einen aus der Stadt nachgesandten eingeschriebenen Brief. Sie sah den ihr bekannten Firmaufdruck der Maschinenfabrik, bei der sie seit zwei Jahren angestellt war und treu und ordentlich ihre Dienste verrichtet hatte, und wunderte sich in halber Geistesabwesenheit, was Wichtiges man ihr mitzuteilen habe. Vielleicht war es der übliche Scheck auf das gestern fällig gewesene Monatsgehalt. Als sie den Brief geöffnet und richtig die Geldanweisung darin vorgefunden hatte, nahm sie das Begleitschreiben in die Hand und las es. Las es ein zweites und drittes Mal, ehe sie den Inhalt

begriffen hatte: da die Fabrik ihre Textilmaschinenabteilung völlig stilllegen müsse, sei sie gezwungen, hiermit auch ihr auf den Ablauf des zweiten Monats zu kündigen.

Allegro.

Die zwanglose Vereinigung junger Menschen, die sich als eine Art Hausverein unter den Angestellten der Benger-Werke mit Hinzuziehung einiger Brüder, Schwestern und Freundinnen zusammengefunden und zweimal im Monat ihre Zusammenkünfte hatten, feierte wie alljährlich nach Beendigung der Ferien ihr kleines Sommerfest, diesmal in der Stadt. Den Samstagnachmittag füllte ein gemeinsamer Besuch der großartigen, idyllisch im schönsten Parke angelegten Gartenbauausstellung, und für den Abend war ein Essen auf der Terrasse eines bekannten Kaffeehauses vorgesehen. Zwar bedeutete die kleine Feier für einige ihrer Teilnehmer, die durch den Personalabbau ihre Stellen verloren, gleichzeitig den Abschied, doch erlebten die meisten, jung, gesund und feriengebräunt, wie sie da herumstanden und -säßen und launige Gespräche mit kleinen Anzüglichkeiten führten, das fröhliche Fest nur um so stärker. Zwei oder drei hatten übrigens bereits neue Anstellungen gefunden, auch Elisabeth hatte eine in Aussicht.

Das erlebte Mahl näherte sich seinem Ende, die Unterhaltung wurde lauter und allgemeiner. Dann wurde weggeräumt und abgedeckt, und aus der Festtafel wurden wieder Kaffeehaustische mit rötlichbraunen Steinplatten. Aschenbecher, Likörgläser und der unerlässliche Schwarze Kaffee erschienen. Aus dem Hauptsaal tönte gedämpfte Streichmusik herüber, gerade laut genug, um erfaßt und mitgesummt zu werden, ohne die Unterhaltung zu stören. Bequeme Korbsessel waren an Stelle der Stühle getreten, und die Gesellschaft hatte sich, wie Zufall und Neigung es wollten, in einzelne Gruppen aufgelöst.

Neben Elisabeth saß der Maschineningenieur Marco, der den Reisedienst in den italienisch sprechenden Gebieten versah, dreißigjährig, ein liebenswert natürlicher, unbekümmter Mensch mit starker Vitalität und entsprechender Wirkung auf die Frauen. Er bekannte, daß er nur eine Sorge habe, nämlich eines Tages in eine allzu ernste Verbindung zu geraten und seine goldene Freiheit zu verlieren. Das fürchtete er, und dadurch war er für die wertvolleren Frauen ungefährlicher als sie für ihn. Auch Elisabeth mochte ihn gut leiden. Klar und offen und ohne besondere Rück-

sicht auf ihr Geschlecht sagte er seine Meinung, und seine echte, nicht gespielte Natürlichkeit gefiel ihr.

„Dß Sie in dieses merkwürdige psychologische Institut zum Dr. Tachauer wollen, nimmt mich wunder.“

„Was haben Sie gegen Dr. Tachauer? Kennen Sie ihn denn?“

„Ziemlich gut. Von der Schule her. Er war dort schon ein notorischer Intrigant, der die Menschen hintereinander brachte und Vorteil daraus zu ziehen suchte. Unzuverlässiger Charakter. Um sein Doktordiplom zu bekommen, mußte er seinem Hauptprofessor in die Hand versprechen, seine nicht genügende Dissertation gründlich umzuarbeiten. Sie ist bis heute nicht gedruckt. Ich bin überzeugt, daß Tachauer sie nie wieder vorgenommen hat.“

„Aber er ist vermögend. Hat ein Haus im besten Stadtviertel. Und stammt, soviel man mir erzählt hat, von armen Eltern. Woher hat er das Vermögen?“

„Tachauer hat reich geheiratet und sich dann geschäftlich betätigt. Hauptfächlich mit Geldschiedungen. Er war oft monatelang zwischen Berlin, Mannheim und Zürich unterwegs und hat zwei oder drei Gesellschaften gegründet, nur um unverfänglicher mit Geldüberweisungen operieren zu können. Auch diese neue Sache dürfte so ein Geschäftsbüffet sein. Redliche Arbeit war nie Tachauers Fall.“

„Das berührt mich eigentlich nur wenig, abgesehen davon, daß man heutzutage nicht allzu wälderisch sein darf, wenn man auf Erwerb angewiesen ist. Und schließlich bin ich ja nicht mit Dr. Tachauer verheiratet.“

„Vielleicht blüht Ihnen das noch, so nebenher. Das ist nämlich auch so eine Tachauersche Spezialität. Er hat schon manche mürbegekriegt.“

Elisabeth sah ihrem Gegenüber erstaunt, dann mit einem spitzbübischen Blick in die Augen. Der Weingenuss hatte ihr Wesen gelockert, die Fröhlichkeit überwältigte sie.

„Aha, jetzt verstehe ich. Sieh mal an, unser lieber Massimo als Moralhüter. Nein, das ist mal komisch! Wohl bloß ein bißchen neidisch, was?“

„Sicher. Wer ließe gern an der Tafel des Lebens die leckersten Dinge an sich vorbeiziehen, ohne zuzugreifen?“

„Na, na, so ein bloßes Ding, das sich einfach greifen läßt, bin ich denn doch nicht. Obwohl ich nun bald siebenundzwanzig werde und mich bemühen sollte, an den Mann zu kommen.“

„Und... hätte ich da keine Aussichten? ich könnte... ich würde...“

„Sie sind ein lieber Mensch, und eine Frau wie ich würde glücklich mit Ihnen sein.“

„Würde sie?“ Seine Stimme klang ein wenig heiser.

„Aber... es hätte keine Dauer.“ Das klang innig und bedauernd. Das Gefühl für die mütterliche Herrschaft in ihr war stark und ließ sich nicht beirren.

„Ich muß einmal einen Mann und Kinder und alles, alles, was zur Familie gehört, ganz für mich haben. Auch die Sorgen und Nöte des Mannes. Alles Wünschen und Streben, mag es noch so weit sich erstrecken, muß den Rank finden und zurückkehren zum Herd, zur Familie, zu mir. Und für so eine Frau sind Sie doch noch um wenigstens zehn Jahre zu jung.“

Von den beiden an der Balustrade stehenden Tischen erscholl lautes Lachen.

„Sehen Sie doch nur unsere Schwarzmüller an“, sagte Marco, froh, ablenken zu können, „die ist ja gar nicht wiederzuerkennen!“

Die Buchhalterin Müller, die stets schwarz gekleidet im Büro erschien und deshalb zum Unterschied von einer jüngern Büroangestellten gleichen Namens Schwarzmüller genannt wurde, ein unschönes, älteres Mädchen, hatte, offenbar schon etwas beschwipst, mit einem vollen Glas in der Hand einen Stuhl bestiegen, um in einer humoristischen Ansprache den Tag zu feiern. Sie kam aber bald ins Stocken, fasste sich, nahm einen neuen Anlauf, geriet wieder aus dem Text, stotterte, verschüttete den Wein, ihr Kleid befleckend, und bot nun in ihrer von keiner Anmut verschönten Hilflosigkeit einen ziemlich jämmerlichen Anblick und einen höchst willkommenen Anlaß zu einer weniger harmlosen Fröhlichkeit, zu kaum noch übertünchtem Spott und Hohn. Denn die Schwarzmüllern war wegen ihrer Rechthaberei und Pedanterie besonders bei den jüngern Kolleginnen wenig beliebt, und die Schadenfreude über ihr läßlich verunglücktes Auftreten war eine ungemischt echte.

„Und nun schauen Sie nur den dicken Schanz, wie geradezu ritterlich er sich der Schwarzmüller gegenüber benimmt. Er konnte sie doch sonst nie leiden.“

Schanz war ein fünfzigjähriger Abteilungsvorsteher, der nach dem bevorstehenden Ausscheiden eines Direktors Prokurist werden sollte. So wenigstens ging das Gerücht. Mit seinem aufgeschwemmt Körper, den vorstehenden Au-

gen und seiner ewigen Gereiztheit war dieser Dickwanst in bezug auf Unmutlosigkeit und Unbeliebtheit ein würdiges Gegenstück zu seiner Kollegin, um die er sich jetzt bemühte. Er nahm ihr das Weinglas aus der Hand, half ihr vom Stuhl, und schließlich war die kleine Verlegenheit bald im Geschwätz und Gelächter der zwei Dutzend Menschen wieder untergegangen. Man rückte Tische und Stühle an die Seite, ein Boy rollte die Matte am Boden zusammen, die Verbindungstür wurde etwas geöffnet, so daß die Musik besser zu hören war, und vier, fünf Paare versuchten, den nicht allzu glatten Steinboden ihrer Tanzlust dienstbar zu machen.

Elisabeth tanzte nicht. Eigentlich hatte sie, da noch kaum zwei Monate seit dem Tode ihrer Mutter verflossen waren, der Feier überhaupt fernbleiben wollen. Aber schließlich war es für sie wieder ein Abschied, und sie wußte, daß ihre Mutter die letzte gewesen wäre, die ihr die Teilnahme verübelt hätte.

Als das Konzert um elf Uhr sein Ende fand, wurde noch ein bescheidenes „kaltes Büfett“ gereicht, zu dem jeder nach Belieben Wein, Bier oder Tee trank. Den Höhe- und Schluzpunkt des Abends aber bedeutete es, als der alte Herr Wolters, der Präses und Unstädtsauwau der Gesellschaft, verkündete, daß Herr Schanz und Fräulein Müller gen. Schwarzmüller sich soeben verlobt hätten. Als die Beglückwünschungen mit ihren verschiedenen Untertönen das „junge Paar“ überschwemmten, war die Heiterkeit des Völchens nicht mehr zu überbieten.

Elisabeth hastete, von Marco begleitet, zur Tramhaltestelle, um den letzten Wagen noch zu erwischen.

„Wußten Sie, daß die Schwarzmüller kürzlich eine Tante beerbt hat? Man spricht von zwanzigtausend Franken.“

„Nein, das wußte ich nicht. Daher also die plötzliche Sympathie. Er die Prokura, sie die Erbschaft. Grund zum Heiraten.“

„Ja, wie einfach ist doch das Leben! Nur wir Komplizierten mit unsren Idealen kommen da nicht mit. Vielen Dank für die Begleitung! Auf Wiedersehen, lieber Marco!“

A d a g i o c a n t a b i l e.

Nebeldunst lag noch über den Feldern, in der Luft hing der Rauch verbrannten Kartoffelkrautes, als Elisabeth mit dem Frühzug nach Madliswil fuhr, um die letzten Überbleibsel der mütterlichen Habe zu veräußern und die Wohnung zu übergeben. Das unbekümmert laute Gespräch

einiger Geschäftsbreisenden ließ sie bald ein weniger besetztes Abteil aufsuchen, wo sie ungestört ihren Gedanken nachhängen konnte. Als indes nach einiger Zeit der ihr schräg gegenüberstehende Fahrgäst seine Zeitung aus der Hand legte, erkannte sie in ihm den Madliswiler Arzt. Er schien ihre besinnliche Stimmung wahrgenommen zu haben, grüßte leichthin und schaute dann nach dem Fenster.

Dr. Hübner mochte fünfunddreißig Jahre zählen, erschien Elisabeth aber eher älter. Sie wußte, daß er seit zwei Jahren Witwer war und ein jetzt etwa fünfjähriges Töchterchen hatte, das von einer ältern Verwandten, die der Doktor als Wirtschafterin ins Haus genommen hatte, betreut und beaufsichtigt wurde. Elisabeth hatte die Kleine einige Male gesehen und das einsame Geschöpf sogleich ins Herz geschlossen, doch war es nicht zu einer eigentlichen Annäherung gekommen. Lebhaft traten jetzt die Madliswiler Tage in ihre Erinnerung, so lebhaft, daß irgend eine magische Verbindung entstand, der Doktor sich plötzlich ihr zuwandte, zu sprechen begann und bald von seinem Töchterchen erzählte.

„Der Arzt steht seiner eigenen Familie meist etwas unsicher gegenüber. Ich weiß nicht recht, was mit meiner kleinen Erika los ist. Eigentliche Krankheitssymptome sind nicht da. Eine gewisse Schläfrigkeit, mangelnde Eßlust — sonst nichts. Sie ist nicht tuberkulös, Herz und Atemwege sind in Ordnung, die Verdauung normal. Da beide Eltern keine Erbkrankheiten hatten — meine Frau starb an den Folgen einer nicht rechtzeitig beachteten Infektion —, so sollte der Lebenswill des Kindes nicht so geschwächt sein, wie er es offenbar ist, obwohl natürlich der Verlust der Mutter schon etwas mitsprechen dürfte.“

„Das wohl zweifellos. Ich hoffe, ich darf Ihre Kleine ein paar Stunden bei mir haben, wenn ich jetzt in Madliswil bin.“

„Da machen wir's doch so: ich muß ohnehin für ein paar Tage nach Bern, wo einer meiner Freunde operiert wird. Da könnten Sie gut im Doktorhaus Quartier nehmen. Tante Päuli sorgt für Sie. In der Wohnung Ihrer Mutter können Sie sowieso nicht mehr hausen.“

„Da haben Sie recht. Daran hatte ich gar nicht gedacht. Ich glaube, es ist das Vernünftigste, wenn ich Ihre freundliche Einladung annehme. Aber wie soll ich... was kann ich...“

„Ah, kein ‚aber‘, bitte! Ihr Besuch wird meiner Kleinen wohltun. Da haben Sie nichts zu vergüten.“

Als sie in die Zweigbahn nach Madliswil umstiegen, war der Nebel verschogen, die Sonne schien, aus einem Obstgarten kam wie ein Ruf der Gesang eines Vogels. War es eine Amsel? Aber singen die Amseln so spät im Jahre noch? Der Doktor blickte sinnend in die Ferne. Dann stieg er in den Wagen.

In Madliswil lag am Nachmittag die ganze Ortschaft wie in einem Märchenschlaf. Die Herbstsonne vergoldete die Sträucher und Beete

ein kleines Blechgefäß und eine braune Porzellanschüssel; daneben lag, das volle Blütenhaupt ins Leere gereckt, eine blutrote Nelke.

Elisabeth blieb stehen und schaute hinüber. Jetzt näherten sich schnelle, leichte Schritte, fast ein Tänzeln — um die Hausecke kam ein blondhaariges, blaßgesichtiges Kind mit großen graublauen Augen und langen Wimpern, die dem kindlichen Antlitz eine seltsame, vornehme Schönheit verliehenen. Wie häufig bei Kindern,



Wohlbehagen.

in den Zier- und Gemüsegärtchen und umgab die Häuser und Schuppen mit einer strahlenden Aura. Der nahe Waldrand leuchtete in einem Farbenspiel, zwischen den bunten Laubbäumen schaute das dunkle Grün einer Tannenanzpflanzung hervor, und über allem lag es wie ein Feenschleier, gewebt aus Sommerfäden, Sonnenschein und Stille. Nicht einmal ein Vogellaut war jetzt zu hören.

Elisabeth näherte sich dem Anwesen des Doktors von der Wiese her, klinkte das hölzerne Pförtchen auf und betrat den gewundenen Gartenpfad, der an dunklen Büschen und lichtern Sträuchern vorbei langsam ansteigend zum Hause führte. Auf einem Gartenstuhl unter der Veranda saß eine ältere Frau, die Bohnen zupfte; auf dem Küchenschemel vor ihr standen

wenn sie sich unbeobachtet glauben, war nichts Scheues an ihm zu bemerken. Es ging zu der Frau, die kaum aufschaut, nahm die Nelke, hielt sie vor sich, wie man eine brennende Kerze zu halten pflegt, wenn man ins Dunkle leuchtet, schritt jetzt langsamer, mit einer gewissen Feierlichkeit, ein kleines Rasenrondell ab, einmal, zweimal, immer wieder, und sang dazu mit einem dünnen, silbernen Stimmchen: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, pflücket die Rose, eh' sie verblüht.“ Damit war sein Wissen um Text und Melodie des Liedes erschöpft, und es begann wieder von vorn.

Eingesponnen in die Verzauberung dieses Nachmittags, war Elisabeth hinter einen Busch getreten. Ganz nahe stand, im Grün fast verborgen, eine Bank. Elisabeth setzte sich, lauschte

dem Singen des Kindes und träumte. Sie ver- spürte eine wohlige Lähmung. Sie ahnte ein Geheimnis. Schicksal gestaltete sich. Im Unbewußten. Wenn Menschen erst wissen und wollen, wenn sie handeln, ist längst alles entschieden. Sie fühlte, wenn sie hier aufstand, kam das Neue, das jetzt wurde. Eine ähnliche mystische Tiefe hatte sie empfunden, als sie Wagners „Waldweben“ zum ersten Male hörte.

Sie dachte an Dr. Hübner, der wohl inzwischen mit dem Kollegen im Nachbarort wegen der Vertretung telephoniert hatte und sich bereits wieder auf dem Weg zum Bahnhof befand. Gefiel ihr der Mann? Nun, er mißfiel ihr nicht. Eine starke Spannung zwischen ihm und ihr, die Voraussetzung einer großen Leidenschaft, war nicht zu verspüren. Fast bedauerte sie es. Marco fiel ihr ein, der so ganz anders war und ihre Seelenruhe gefährden konnte, was sie von Hübner kaum zu befürchten hatte. Zwar kannte sie den Doktor eigentlich noch zu wenig, um ihn richtig beurteilen zu können, glaubte sich indes auf jenes besondere, den Frauen eigene intuitive Erfassen verlassen zu können, das sie noch selten getragen hatte. Hübner verkörperte Sammlung, Maß und Ruhe, Heim und Sicherheit, die Grundlagen der bürgerlichen Welt. Und über die seelische Bequemlichkeit dieses bürgerlichen Durchschnitts würde sie trotz aller heroischen Ansätze ohne eine besondere Schicksalsfügung nicht hinauskommen. Heroisch ist nur, wer „muß“.

Sie erschrak fast, als ihr bewußt wurde, wie weit sie sich schon in Gedanken an Beziehungen verloren hatte, bei denen offenbar der Wunsch der Vater war und die Verwirklichung auf sich warten lassen dürfte. Doch Umgebung und Stunde zwangen sie, zu verweilen. Hier winkte ein Glück, wenn auch ein gemäßigtes; aber vielleicht war gerade diese Mäßigung das Glück.

Das Kind sang nicht mehr. Elisabeth stand auf, ging hinüber, begrüßte die Tante Pauli, die der Doktor über seinen Gast schon unterrichtet hatte, sprach mit dem Kinde, vorsichtig und ohne jedes Drängen, mit dem Erfolge, daß die kleine Erika bald zutraulich wurde und aus sich herausging. Ihr erschien die Tante Elisabeth schön und wichtig und überaus interessant, die selber nicht wenig erstaunt war, zu entdecken, daß Vater und Tochter öfter über sie gesprochen haben mußten. Ganz ungläubig aber schaute sie, als das Kind ihr ein Blatt Papier brachte, auf dem „der Papa lauter so luschtige Blümeli gemalt“ hatte, zwischen denen in kaum leserlicher

Handschrift einige Verszeilen standen. Der Himmel mochte wissen, wie es dem Kind in die Hände gekommen war. Elisabeth setzte sich. Mit einiger Mühe entzifferte sie:

Starb eine Mutter?
Singt nicht mein Töchterlein?
Sehnsücht'ge Wünsche
Schleichen sich ein.
Welch Urgeheimnis: kaum vergeht,
Was brüchig war, und schon entsteht
Im Herzen tief ein neues Sein;
Heißt meines E.....?

Sie war errötet, und ihr Herz klopfte fühlbar, als sie zu Ende gelesen hatte. Sie wollte das Papier zusammenknüllen. Sie konnte es nicht. Das Kind stand vor ihr und blickte fragend zu ihr auf. Sie zog es an sich auf den Schoß, schaute ihm in die Augen und küßte es. Die Kleine kuschelte sich ganz in sie hinein, den Kopf an ihrer Brust, leise, schon etwas schlaftrig, den Singsang von vorhin wieder aufnehmend. Elisabeth summte mit, griff dann entschlossen mit der freien Rechten nach ihrem Handtäschchen; es gelang ihr, es zu öffnen und einen Bleistift herauszufischen. Sie neigte sich zur Seite, drückte mit dem Handballen das Papierblatt auf die Bank und schrieb, so gut es gehen wollte, ihren Namen aus. Das Kind, jetzt fast völlig vom Schlaf überwältigt, streckte die Arme, legte sie der sich ihm Zuneigenden an den Hals und flüsterte: „Mama“.

Rondo.

„Sehr geehrter Herr Dr. Tachauer!

Mit der Abänderung des Anstellungsvertrages kann ich mich gar nicht befreunden. Abendliche Überstunden sind nicht nach meinem Sinn. Ich bin die regelmäßige Arbeitszeit vom Fabrikkontor her gewohnt und weiß, daß man abends nichts Rechtes mehr leisten kann, wenn man tagsüber angestrengt gearbeitet hat. Jene besondern Umstände, von denen Sie erst jetzt andeutungsweise sprechen, waren mir nicht bekannt, als ich Ihnen zusagte. Ich halte es nun für besser, wenn ich gar nicht erst am nächsten Ersten bei Ihnen eintrete, da ich offenbar nicht die geeignete Mitarbeiterin für Sie bin. Ich betrachte hiermit unsere Vereinbarung als aufgehoben und hoffe Sie damit einverstanden.“

Es klopfte. Elisabeth legte ein Blatt Papier über das soeben Geschriebene, ging zur Tür und öffnete.

„Grüß Gott, lieber Marco! Ja, was führt denn Sie zu mir? Wer hat Sie übrigens in die

Wohnung hereingelassen? So einfach einer Jungfrau auf die Bude zu rücken!"

„Na, ein modernes Mädchen wie Sie wird doch . . .“

„Also willkommen! Da, setzen Sie sich. Sie machen so ein ernstes Gesicht. Was ist denn? Schießen Sie los!“

„Ach, eigentlich nichts Besonderes. Wir haben uns seit Wochen nicht gesehen, und ich wollte gern mal bei Ihnen hereinschauen, ehe Sie wieder in die Fron gehen. Übrigens: ist's Ihnen wirklich ernst mit Dr. Tachauer?“

„Sehr ernst, lieber Marco. Viel zu ernst. Da lesen Sie!“

Sie ging zu einem kleinen Wandschrank und brachte Zigaretten und Zündhölzer auf den Tisch, während er las.

„Das freut mich. Aber was machen Sie nun?“

„Weiß ich noch nicht sicher. Haben Sie was für mich?“

„Vielleicht. Ich habe in den letzten Wochen mir so manches durch den Kopf gehen lassen. Ja, wie das so geht. Der Schanz und die Schwarzmüller haben übrigens gewaltigen Krach miteinander gehabt. Sie will ihre Mutter mit in die Ehe bringen, und er hätte gern auf diese Mitgift verzichtet.“

„Da geht das also wieder auseinander?“

„Nein. Schon wieder geleimt. Er hat nachgegeben.“

„Wie einfach“, sagte Elisabeth mit einem Lachen. „Ich glaube, ich habe das schon mal gesagt. Man läßt einfach den heiligen Opportunismus (so heißt's ja wohl?) sprechen und entscheiden. Alles andere ist Höhenrausch.“

„Ja, so ist die Welt. Um aber auf besagten Hammel zurückzukommen — ich meine mich — ich habe mir also alles mögliche überlegt. Ich bin jetzt immerhin dreißig, habe ein gutes Einkommen, trotz der schlechten Zeit, bin das einzige Kind, zwar aus der Art geschlagen, denn ein Hotelierssohn sollte den väterlichen Beruf ergreifen, habe also, wie man so sagt, glänzende Anwartschaften . . .“

„Marco, Marco, halten Sie ein! Das hört sich ja an wie die Einleitung zu einem Heiratsantrag.“

„Und wenn . . .“

„Nein, bitte, bitte! Wir wollen uns nicht wehetun. Nein, sage ich nochmals. Das liegt Ihnen nicht. Gott mag wissen, wie Sie auf einmal auf solche Ideen kommen. Aber wir wollen

das nicht tragisch nehmen. Das vergeht wieder. Und nun, lieber Marco, habe ich eine Bitte, das heißt: eigentlich zwei. Die erste: ich möchte gern einen Abend mit Ihnen zusammensein, zum Nachtessen oder im Kaffee, und mich mal so recht mit Ihnen ausplaudern. Ich hätte Ihnen vieles zu erzählen. Aber Sie dürfen nicht wieder mit diesem dummen Zeug kommen. Einverstanden? Also, denken Sie sich mal was Nettas aus, und dann laden Sie mich ein.“

„Wird gemacht. Und die zweite . . .“

„Bitte, verschwinden Sie jetzt. Das ist die zweite. Ich erwarte nämlich Besuch, angemeldeten Besuch. Was schauen Sie so? Ich erwarte ein Kind. Ah, verziehen Sie den Mund nicht zu einem faulen Witz. Das Kind ist schon seit mehr als fünf Jahren auf der Welt. Und der Vater kommt auch. Und wir haben eine Menge zu besprechen. Dabei können wir Sie nicht brauchen. Wenn Sie aber lieb und vernünftig sind, werde ich Ihnen später alles erzählen. Das heißt: fast alles. Da, nehmen Sie noch eine Zigarette. So. Auf Wiedersehen.“

Damit beförderte sie diesen Besucher zur Tür hinaus. Daß er etwas verblüfft und in Gefahr war, einem Mißverständnis zum Opfer zu fallen, darf nicht weiter wundernehmen.

Als bald darauf jener andere, angemeldete Besuch erschien, war Elisabeths Fröhlichkeit eine gedämpftere und ihre sprudelnde Beredsamkeit gänzlich verstummt. Dr. Hübner kam allein, und in Elisabeth klang einige Takte lang des Lebens unerbittlicher Hauptsatz, das Grave, wieder auf. Was war mit dem Kinde? Warum kam es nicht mit? Sie konnte kaum fragen, so bekommnen war ihr zumute.

„Erika ist wohlauf; ich habe sie für eine Stunde bei meinem Bruder hier in der Stadt untergebracht, um erst allein mit Ihnen sprechen zu können.“

Erleichtert atmete Elisabeth auf. Der Bann war gebrochen.

Als Dr. Hübner ihr in kurzen Zügen sein bisheriges Leben schilderte, konnte sich Elisabeth eines leichten Lächelns nicht erwehren. Sie dachte an Marco, der auch mit einer Art Inventar begonnen hatte. Wie umständlich doch die Männer sind! Wenn die Frau den Mann will, dann ist sie sich längst über alles, was ihr wichtig ist, im klaren, bevor er ihr davon spricht.

„Mein großer Wunsch aber ist, die Landarztpraxis aufzugeben und ein Kindersanatorium nach meinen Grundsätzen aufzubauen und zu füh-

ren. Das erfordert viel Geld. Ich bin zwar nicht unvermögend, und was mir fehlte, bekäme ich schon von Verwandten und Freunden. Aber das Risiko! Geht die Sache schief — und wer kann in der heutigen Zeit etwas sicher voraussagen? —, dann kann ich alles verlieren und wieder ganz von vorne anfangen. Was aber würde das für eine Frau bedeuten?"

„Das kommt auf die Frau an. Ich fühle mich geborgen und ordne mich gern auch in die bescheidensten Verhältnisse ein, sofern ich nur mit den wenigen mir innerlich nahestehenden Menschen in einer wirklichen Gemeinschaft leben kann. Es müßte schon sehr schlimm kommen, wenn ich dabei unglücklich würde."

„Dann ist alles in Ordnung. Das war mein einziges Bedenken, und ich bin glücklich, daß ich es begraben darf."

Hübner kam dann auf die voraufgegangene Korrespondenz zu sprechen, in der auf seine Be-

kenntnisse hin Elisabeth ihm ebenso offen erklärt hatte, daß ja sie das „Elisabeth“ geschrieben hätte, im vollen Bewußtsein der sich daraus ergebenden Möglichkeiten, daß sie ihm und sich vertraue und trotz der Kürze ihrer Bekanntschaft und des eigentlichen Zusammenkommens an die Wahrscheinlichkeit eines verträglichen, ja glücklichen Lebens miteinander glaube. Elisabeth erwiderte, und schließlich näherte sich ihr Beisammensein jenen Vertraulichkeiten, die von den Menschen, die selber gerade nicht verliebt sind, als hinreichend töricht belächelt werden.

Als sie einige Stunden später zu dritt, die kleine Erika in der Mitte, am Seeufer spazierten, zog ein großer Dampfer mit Ausflüglern vorbei, und die Musikapelle schmetterte, als sei sie von den dreien inspiriert, das Leitmotiv über die leicht bewegte Wasserfläche hinaus:

„Freut euch des Lebens!"

Ende.

Einem Freunde.

Angefüllt der Geist und Busen
Mit der heil'gen Kraft zu dienen,
Bist beglückt du von den Musen
Und wirst hell von Glanz beschienen.

Sonne blitzt und Flügel rauschen;
Hörnerklang weckt frisches Leben;
Laß, wenn wir den Geistern lauschen,
Uns zur mut'gen Tat erheben!

Otto Voltart.

Das wahre Gesicht der spanischen Landschaft.

Wer im Sommer eine Reise durch Spanien antritt und sich erwartungsvoll freut auf ein Land voll üppiger Gärten mit Goldorangen und rauschenden Palmwipfeln, wird etwas enttäuscht, wenn er statt dieses schönen Wunschbildes ein zum größten Teil trockenes, kahles Landschaftsbild antrifft, das schattenlos unter blaugrauem dörrendem Gluthimmel schmachtet.

Schnell ist beim Hinaufsteigen vom meerumbrandeten schmalen Küstenraum aufs innere Hochland der Gürtel der grünen Fruchtoasen oder von Norden her die Kette anmutiger Waldgebirge durchmessen und die trockene Meseta erreicht, wo sich in endloser Weite das Steppenland dehnt, nur in weiten Abständen unterbrochen von enggebauten Dörfern und kleinen Landstädten, dort wo kümmerliche Wasserläufe in die gewellte Ebene einschneiden. Schon wenige Stunden von den in subtropischer Fruchtbarkeit prangenden, reich bewässerten Apfelsinen-, Mandel- und Weingärten von Almeria breitet sich, von der zackigen Linie einer tief zerschluchteten Sierra begrenzt, der steinige Sandboden wüsten-

hafter Trockensteppe mit struppig-harten Gras- und Staudenbüscheln hin, ein Bild, das sich in nichts von dem einer afrikanischen Wüste unterscheidet — auf engem Raum zwei Landschaften schärfster Gegensätzlichkeit, die nur bedingt ist durch den Mangel oder Reichtum an Wasser.

Eine zweitausendjährige Wasserleitung.

Einige Kilometer landeinwärts von der weinberühmten Hafenstadt Tarragona erheben sich aus der Steppe in zwei Stockwerken die gewaltigen Bogen einer römischen Wasserleitung, deren granitene Quader, ohne Mörtel und Klammern aufeinandergefügten, zwei Jahrtausenden getroht haben. In einer Länge von 35 Kilometern führte sie einstmals das kühle Gebirgswasser in die Stadt, die als eine der ältesten Europas schon im zweiten Jahrtausend vor Christus bestanden hatte und um die Wende unserer Zeitrechnung die Hauptstadt der reichen römischen